



(Nachdruck verboten.)

Absinth.

Roman von M. Corelli.

Aus dem Englischen von Adele Berger.

13) „Wie lange ſoll das noch dauern, Gaſton?“ flüſterte ſie. „Wie lange ſoll ich dieſe ſchreckliche Rolle noch ſpielen? Ich kann nicht mehr — bei Gott, ich kann nicht mehr!“

Ich ſchritt ſchweigend neben ihr hin, bis zu einer Stelle unter dem Schatten einiger alter Bäume, wo man uns von den Fenſtern aus nicht ſehen konnte.

„Haben Sie von Guidel etwas gehört?“ fragte ich kalt. „Ihr Kopf ſank herab.“ „Nein!“

„Halten Sie es für wahrſcheinlich, daß Sie von ihm hören werden?“

Sie ſeufzte. „Ich glaube an ihn,“ ſagte ſie. „Wenn ich mich irte, dann helfe mir Gott.“

Ich prüfte forſchend ihre zarten Züge. Sie war lieblich, lieblicher in ihrem Schmerz als in ihrem Glück, dachte ich; aber ihre Schönheit ließ mich eiskalt.

„Was gedenken Sie zu thun?“ fuhr ich unbarmherzig fort. „Wie werden Sie Ihren Eltern dieſen Schlag erſparen? Jezt wiſſen ſie noch nichts, wie aber, wenn ſie es erfahren?“

Ihre blauen Augen ſtarrten auf die Roſen in ihrer Hand, ihre Lippen bewegten ſich ſchwach:

„Ich kann ſterben.“

Ich ſchwieg.

Gewiß, das konnte ſie. Wir Alle haben dieſe Arznei. Keine Macht der Erde konnte ſie hindern, wenn ſie ſich freiwillig entſchloß, die Welt nicht mehr zu ſehen und in der angeblihen Dunkelheit des Todes Ruhe zu finden. Ja, ſie konnte ſterben, ſelbſt ſie!

„Pauline, Pauline, was für ein Schickſal!“ ſagte ich endlich. „Zu denken, daß Sie, für die nichts ſchön und gut genug ſchien, zu ſolchen Entſchlüſſen gekommen ſind, und nur durch die Schuld eines Feiglings, eines Schurken...“

„Still!“ rief ſie mit einer leiſen, zornigen Stimme, die mich erſchreckte. „Sie ſollen ihn in meiner Gegenwart nicht beſchimpfen. Ich habe Ihnen geſagt, daß ich ſterben kann, aber ich werde ihn lieben, anbeten bis ans Ende!“

„Sie ſind tapfer, Pauline,“ ſagte ich ruhig, „tapfer bis zur Tollkühnheit, bis zu den äußerſten Grenzen unvernünftiger Verzweiflung. Aber beruhigen Sie ſich und hören Sie mich an. Ich bin vorſichtiger, vielleicht praktiſcher als Sie. Selbſtverſtändlich iſt es faſt unmöglich, das Reſultat vorauszuſehen, wenn wir die ganze Sache öffentlich machen; aber mittlerweile möchte ich Sie darauf aufmerkſam machen, daß die Ehre der Chammilles in meinen Händen vorläufig wohl behütet iſt. Sie haben einmal an meine Großmuth appellirt; das großmüthigſte aber wäre, wenn ich Sie zu meiner Gattin machen und ſo Ihren Namen mit dem meinen ſchützen würde. Für die Ruhe Ihrer Eltern wäre dies das Beſte, für mich freilich nicht. Ich hoffe daher aufrichtig, daß Herr Guidel es mit ſeiner Ehre,“ ich legte einen ſarkaſtiſchen Nachdruck auf dies Wort, „vereinbar finden wird, Ihnen zu ſchreiben und Sie von ſeinen Abſichten zu unterrichten, ehe der für unſere Hochzeit feſtgeſetzte Tag herankommt. Wie Sie wohl wiſſen, liegt nur eine Spanne von zehn Tagen zwiſchen heute und jenem Tag.“

Sie ſah mich angſtvoll an.

„Und muß ich noch immer ſchweigen?“ fragte ſie. „Wirklich, mein Fräulein, das ſteht ganz bei Ihnen,“ antwortete ich ruhig. „Ich werde nicht ſprechen — noch nicht, aber

wenn Sie Ihren Eltern und Ihrer Couſine ein volles Geſtändniß ablegen wollen, ſo iſt das etwas Anderes. Zweifellos würde eine ſolche Offenheit Ihrerſeits die Sache ſehr vereinfachen — aber dies muß ich ganz Ihrem eigenen Ermeſſen überlaſſen!“

Und ich lächelte ein wenig. Ich wußte, daß ſie ein zu fürchtames Temperament hatte, um dem Zorn ihrer Eltern gegenüberzutreten, ſo lange noch die geringſte Hoffnung beſtand, dem auszuweichen. Wenn Siloion ihr ſchrieb, wenn Siloion nach ihr ſchickte, ſo würde ſie natürlich zu ihm fliehen, möchte auch nach ihrer Flucht Alles entdeckt werden; aber wenn er nicht ſchrieb und kein Lebenszeichen von ſich gab, ſo blieb nichts übrig, als zu warten — nach meinem Willen zu warten. Ich bot ihr den Arm, um ſie in das Haus zurückzuführen; ſie nahm ihn mechanisch an, und wir kehrten zuſammen in den Salon zurück. Heloïſe las eben aus der Zeitung den Bericht der Triumphe vor, die ein berühmter Violinvirtuoſ, deſſen Name ſeit Kurzem eine Art Loſungswort für die Muſikwelt geworden, in Paris feierte; und ihre Augen glänzten, als ſie uns, die Zeitung weglegend, erzählte, daß ſie für den nächſten Abend in eine Soirée eingeladen ſei, wo ſie den berühmten „Stern“ kennen lernen werde. Ihre Tante lächelte über ihren Enthuſiasmus, und der Graf bemerkte:

„Du ſollteſt ihn bitten, Deine Geige zu verſuchen; nicht jede junge Dame beſißt einen echten Stradivarius.“

„Iſt es wirklich ein Stradivarius?“ fragte ich mit einigem Intereſſe.

„Ja, es iſt ein Erbſtück und mehr als hundert Jahre in der Familie meiner Mutter; aber Niemand ſpielte darauf, bis ich plötzlich auf den Gedanken verfiel, meine Geſchicklichkeit daran zu verſuchen.“

Wir baten ſie, dies auch jezt zu thun, aber ſie weigerte ſich.

„Ich bin jezt nicht in der Laune,“ meinte ſie einfach. „Ueberdies,“ ſie lächelte ein wenig, „müßte Ihr bedenken, daß jezt ein großer Maestro in Paris iſt, und das bloße Bewußtſein ſeiner Anweſenheit in dieſer Stadt ſcheint mich zu paralyſiren.“

Es ärgerte mich, daß ſie der Ankunft eines bloßen Professionsviolinspielers ſolche Wichtigkeit beilegte.

„Kennen Sie den Mann?“ fragte ich plötzlich.

„Nicht perſönlich,“ antwortete ſie. „Aber ich habe ihn ſpielen gehört, das iſt genug.“

„Sie ſind eine Enthuſiaſtin, Heloïſe,“ bemerkte ich achselzuckend. „Ich habe Sie anfangs für eine wahre Pallas Athene gehalten — immer ruhig, immer kalt!“

Sie ſah mich mit einem ſeltſamen Blick an.

„Kalt?“ ſtammelte ſie. „Ich?“

Ich ſtand neben ihr, und unſere Blicke begegneten ſich. Wieder lief das magnetiſche Zucken durch mich, wieder ſchien der unerklärliche Schlag uns Beide zu erſchüttern; aber er verging wie er vorher vergangen war, und Herr Daudron trat mit einer alltäglichen Bemerkung auf uns zu, die unſeren Gedanken eine andere Richtung gab. Der Abend endete allem Anſchein nach ebenſo befriedigend, wie er begonnen hatte; Niemand ſchien einen Schatten von Verdacht zu hegen, und als ich von Pauline Abſchied nahm, geidah dies mit jenem liebenden Zögern, das einſo natürlich und ungeheuchelt geweſen war. Auch Heloïſe gab mir zu „Gute Nacht“ ihre Hand — ich hielt ſie einen Augenblick feſt und küßte ſie dann mit ernſter Höflichkeit. Was kam über mich, daß mich ein ſolches Entzücken erfaßte, als ich eine ſäbe Röthe über ihre blauen Wangen ſchießen ſah, wie eine plötzlich aufglühende Sonne über Marmor?

Sechzehntes Kapitel.

Die Zeit schritt vor, und noch immer kam kein Lebenszeichen von Silvion Guibel. Ein einziger Brief von seiner Mutter an den Pfarrer, in dem sie ihm für alle Güte und Sorgfalt dankte, die er ihrem „lieben Silvion“ erwiesen, und berichtete, daß der Besagte sich sehr wohl befinde und eifrig mit seinen Studien beschäftigt sei, war Alles, was wir von ihm hörten. Dann und wann dachte ich, daß ich nach der Bretagne reisen und ihn auffuchen müßte — dann aber, nach einigem Nachdenken, ließ ich den Gedanken immer wieder fahren. Es war doch besser, zu warten; denn Pauline hatte ihm zweimal geschrieben, und ich dachte natürlich, daß seine Antwort auf die verzweifelten Bitten des Mädchens eine rasche und unerwartete Rückkehr nach Paris sein würde, außer er war ein Mensch, der nicht einmal der Verachtung eines Bettlers werth war. Mittlerweile nahmen alle Vorbereitungen für Pauline ihren Fortgang, ohne daß von einer der beteiligten Parteien ein Widerspruch erhoben worden wäre. Es wurde bestimmt, daß die bürgerliche Trauung zuerst stattfinden solle, in dem großen Salon des Grafen von Charmilles, vor einer glänzenden Versammlung von Freunden und Gästen; die kirchliche sollte später in der kleinen Kirche Herrn Baudrons erfolgen. Die Einladungen waren bereits ausgesandt worden, eine natürlich auch an Guibel, und ich dachte fast belustigt, was er wohl dazu sagen würde! Was mich betraf, so war ich mit mir bereits vollständig im Reinen. Mein Gehirn hatte in manch' verträumter Nacht einen Plan erzeugt, und obwohl er teuflisch war, erschien er mir, in meiner Lage, doch gerecht. Warum sollten die Bösen nicht bestraft werden? Die heilige Schrift selbst tritt dafür ein, denn belet nicht David, „ein Mann nach dem Herzen Gottes,“ daß seine Feinde wie von einem Feuer verzehrt und gänzlich vernichtet werden sollten?!

In der kurzen Zwischenzeit, die mich noch von dem Tage meiner Hochzeit trennte, entwickelte sich eine seltsame Veränderung in mir, eine Veränderung, deren ich mir geistig und körperlich bewußt war. Ich kann es nur damit erklären, indem ich sage, daß mein Gehirn todt schien. Ein bleiernes Gewicht lag schwer und kalt hinter meinen Schläfen. — Sonderbar und bedeutungsvoll war die Abneigung, die ich gegen das noch immer schöne, wenn auch traurige Gesicht Paulinens gefaßt hatte. Dies Mädchen mit ihrem geheimnen Leid ärgerte mich; es gab Momente, wo ich sie haßte, und dann wieder Zeiten, wo ich sie liebte. Liebe? Ja, aber nicht in der Weise, wie gute Frauen geliebt werden wollen. Außerdem übte Heloise St. Cyr eine fast unnatürliche Anziehungskraft auf mich aus. Zwar sah ich sie nur selten, denn ein neues Interesse hatte sie erfaßt — der große Virtuoso, auf dessen Bekanntschaft sie so gespannt gewesen, hatte sie spielen gehört und ward antweder von ihr oder von ihrer kostbaren Geige so entzückt, daß er sich erbot, ihr während seines kurzen Pariser Aufenthalts täglich Stunde zu geben. Nach einigem Zögern nahm sie an und ward rasch in einen künstlerischen Kreis gezogen, der von dem unsren ganz verschieden war. Ich hatte nie Gelegenheit, den berühmten Virtuosen zu hören oder zu sehen; ich erfuhr nur, daß er nicht alt sei, daß manche ihn für schön hielten, und daß er seiner Kunst vollständig ergeben war. Auch Heloise war über diesen Gegenstand sehr zurückhaltend, bloß ihre graugrünen Augen sprühten auf, so oft seiner Erwähnung geschah, und das ärgerte mich. Der gefeierte „Stern“ reiste jedoch bald ab, und außer daß Heloise noch herrlicher spielte als zuvor, vergaß ich unter dem Ansturm dringenderer Ereignisse, daß er ihren Lebensweg gekreuzt hätte.

Drei Tage vor meiner Hochzeit — nur drei Tage — erhielt ich zu meinem grenzenlosen Erstaunen einen Brief von Guibel.

„Ich habe erfahren, daß Sie Alles wissen; daher werden Sie begreifen, daß keinerlei Erklärung mich schlechter machen kann, als ich mir selbst erscheine. Ich kann nicht heirathen. Gestern bin ich zum Priester geweiht worden. Die Umstände haben mein Schicksal gegen meinen Willen gestaltet, und ich kann nichts als Ihr Mitleid anrufen und Sie bitten, gegen das arme Kind barmherzig zu sein. Ich kann ihr nicht schreiben, ich wage es nicht; ich bin eine schwache Natur und fürchte mich vor Frauenthränen. Meine einzige Buße kann ein Leben der Reue und Entbehrung sein. Dieses habe ich gewählt und bitte Euch Alle, mir zu verzeihen und meiner als eines Todten zu gedenken.“

Guibel.“

Ein Fluch brach über meine Lippen, als ich diesen Brief in meiner Faust zerknitterte. Der Glende, der Heuchler! Zum Priester geweiht, im Schooße der Kirche geschützt, zu ewigem Göllbat verpflichtet und, was das Schlimmste war, jeder Herausforderung zu einem Duell entriickt! Hätte ich ihn in diesem Moment vor mir gehabt, so wäre ich wie ein wildes Thier auf ihn losgesprungen, hätte ihn zu Boden geworfen und sein schönes Gesicht zerstampft, bis keine Spur seiner Schönheit übrig geblieben! Ein paar Minuten lang gab ich mich dieser ohnmächtigen Wuth hin, dann kam ich allmählich zu mir, glättete den zerknitterten Brief und las ihn nochmals durch. Das Netz des Schicksals hatte sich immer fester um die arme Pauline gewirrt. Freilich, ich konnte sie noch retten; wenn ich sie zu meiner Gattin machte, so war das Geheimniß in meinen Händen sicher. So viel ich jedoch über diesen Gegenstand grübelte, ich konnte zu keinem bestimmten Plane kommen. Was ich zuletzt that, war die Suggestion eines Augenblickes, die Folge eines heißen Blickes aus den Augen meiner „grünen Fee.“ Ich dachte lange darüber nach, ob ich Pauline den Brief Guibels zeigen sollte oder nicht. Besser warten, dachte ich, und sehen, wie die Dinge sich entwickelten; es war ja noch Zeit, mochte sie sich noch eine Weile an ihre falschen Hoffnungen klammern. Der schwache Rettungsanker würde ja so bald ihren Händen entgleiten!

Und so wurden die Minuten zu Stunden, die Stunden verfloßen in der gewöhnlichen gleichmäßigen Weise, bald langsam, bald blitschnell, je nach der Stimmung, in der sie aufgenommen und entlassen wurden, und der Vorabend meiner Hochzeit kam heran. Alles war scheinbar in der Ordnung. Ich spielte meine Rolle, Pauline spielte die ihre. Als ich bei den Charmilles vorsprach, fand ich Alles in Thätigkeit, der Speisesaal wurde mit Blumen ausgeschmückt; große Kränze und Bouquets nahmen jeden freien Raum in der Vorhalle ein, und als ich nach meiner Braut fragte, wurde ich von der lächelnden, aufgeregten Kammerjungfer in das Frühstückszimmer geführt, in dem nach ein paar Minuten Pauline erschien. Sie sah sehr bleich, aber sehr ruhig aus.

„Haben Sie nichts von Silvion gehört?“ fragte sie sofort mit leiser, aber dringender Stimme.

„Ja!“ Ich suchte die Achseln wie im höchsten Erstaunen über das Abjurde einer solchen Frage.

„Freilich . . . Ihnen wird er nicht schreiben,“ murmelte sie traurig. „Dann muß er krank oder todt sein.“

Seltfame Hartnäckigkeit! Sie konnte wohl nicht glauben, daß er sie verlassen habe. Nach einer Weile hob sie mit einer eigenthümlichen Miene an:

„Es scheint, Sie beabsichtigen, mich wirklich zu heirathen, Herr Beauvais?“

„In der That, so scheint es, mein Fräulein,“ antwortete ich fast.

Sie sah mich fest an.

„Hören Sie mich an!“ sagte sie. „Ich weiß, warum Sie es thun — um meines Vaters willen und um den guten Baudron zu schonen . . . nur darum thun Sie es, und ich . . . ich weiß nicht, ob ich Ihnen für Ihr Mitleid danken oder fluchen soll.“ Sie hielt, vor Erregung zitternd, inne und fuhr dann fort: „Aber vergessen Sie es nicht, Gaston . . . ich werde nie Ihre Frau sein . . . nicht einmal eine Brodrinde will ich Ihnen zu danken haben. Ich werde die Ceremonie über mich ergehen lassen, da Sie es, um der Andern willen, für das Beste halten, aber dann — dann will ich fortgehen, so weit, daß ich Niemand mehr belästige, und wo nicht einmal die gute Heloise mich finden wird. Ich will die Folgen meiner Schuld tragen.“

Ich sah sie so kalt prüfend an, daß sie zu erröthen und zu zittern begann, obwohl ihre Augen fest auf mich gerichtet blieben.

„Ich sehe, Sie haben Ihre Pläne gemacht,“ sagte ich. „Aber auch ich habe meine Pläne. Sie wollen fortgehen — wohl um Guibel zu suchen? Ist es Ihnen nie eingefallen, daß er gar nicht nach Ihnen verlangt? Bisher ist Alles gut gegangen, und durch Stillschweigen haben wir einen Standal verhütet; aber ich bitte zu bedenken, daß, wenn ich Ihnen einmal meinen Namen schenke, ich auch Gehorsam verlange, daß, wenn ich Sie zu meiner Gattin mache, die Vergangenheit ausgelöscht sein muß und ich die Pflichterfüllung einer Gattin von Ihnen fordere.“

Ich lächelte dabei, denn sie schrak zurück und schauderte, als hätte ein eisiger Wind sie mit seinem Athem berührt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein
oberu
Koloß
welche
Fruch
förder
um de
hüten,
ihum
dneise
verfol
Reiche
füllen
berreit
schaffe
heute
chines
Ausw
freiwi
Bedeu
nach i
hemmi
Sünde
und A
Ausw
waren
länglic
oder A
eine i
nüglic
worden
jeningen
wenig
rafdien
Genü
Wäsch
mecha
und C
Schre
zum C
da mo
denkt,
er zu
seine i
Maße
in dem
spanis
Ghnei
die C
Anglo
sehr o
sag z
in der
länder
Spani
bieten.
sonder
Staate
in dem
melder
Ihr ei
Juden
Wieder
Souste
die k



Eine Neujahrsnacht in New-York's Chinatown.

Das chinesische Reich ist weniger durch kriegerische Eroberungen, als durch allmählich verschreitende Kolonisation der Kolof geworden, der es ist. Die schützende Grenz-Umwallung, welche China umgibt, vermochte wohl, im Verein mit der großen Fruchtbarkeit des Landes, das Wachstum der Bevölkerung zu fördern, war aber doch nicht unter allen Verhältnissen genügend, um das Vereingehen jener halb wilden Volksstämme zu verhüten, welche an allen Landesgrenzen begehrlisch auf den Reichthum und das Wohlleben der Chinesen herabschauten. Die chinesische Regierung hat daher seit Jahrhunderten die Politik verfolgt, einen Theil der anstirrenden Wilden in das Innere des Reiches zu verpflanzen und die entstandenen Lücken mit einer bereits civilisirten und ergebenen chinesischen Bevölkerung auszufüllen. Diese Art von Eroberung hat im Wesentlichen China geschaffen und ihm die Grenz-Gebiete angegliedert, welche man heute von der Mandchurei bis nach Tonking hinab als wesentlich chinesisches betrachtet muß.

Während diese von der Regierung begünstigte und geförderte Auswanderung in China seit Jahrhunderten bestand, hat die freiwillige Auswanderung ins Ausland erst 1860 eine größere Bedeutung erlangt. Bis zum Jahre 1860 war die Auswanderung nach dem Auslande durch oft wiederholte kaiserliche Verbote gehemmt. Seither haben sich die Chinesen über Indien, den ganzen Sunda-Archipel, die Philippinen, Japan, selbst bis nach Australien und Amerika verbreitet.

Die Hauptgründe, welche dafür sprachen, den chinesischen Auswanderungsstrom nach Ozeanien und Amerika zu lenken, waren wohl das Aussterben der dortigen Naturvölker, die Unzulänglichkeit der europäischen Einwanderung und die Bechränkung oder Aufhebung der Slaverie. Man gewann an dem Chinesen eine überaus billige Arbeitskraft; seine große Geduld und Gemüthsart, sein Fleiß, seine Ausdauer sind sprüchwörtlich geworden. In Amerika verrichtet der Chinese durchgehend diejenigen Funktionen des wirtschaftlichen Organismus, welche am wenigsten Selbstständigkeit verlangen, aber auch am wenigsten raschen Erfolg verheißen, und deshalb die größte Geduld und Gemüthsart voraussetzen. Als Diensthofen, Erdarbeiter, Köche, Wäscher, Bäcker, Cigarenmacher, Schuhmacher und in ähnlichen mechanischen Arbeiten niederer Art übertreffen sie den Amerikaner und Europäer durchaus.

Man hat bisweilen, so in Californien, aus Furcht vor dem Schreckgespenst der „mongolischen Invasion“ die Gesetzgebung zum Einschreiten gegen die chinesische Einwanderung veranlaßt; da man indessen bald bemerkte, daß der Chinese niemals daran denkt, sich dauernd im Auslande niederzulassen, sondern, sobald er zu einem gewissen Grade von Wohlhabenheit gelangt ist, in seine Heimath zurückkehrt, so nahm man bald von derartigen Maßregeln Abstand.

Ein großer Unterschied ist zwischen der Stellung des Chinesen in den anglo-amerikanischen Ländern (der Union) und in den spanisch-amerikanischen Ländern (hauptsächlich Cuba, Peru). Die Chinesen der Union sind durchgehends freiwillige Auswanderer, die Chinesen auf Cuba und in Peru fast sämmtlich Kulis. Der Anglo-Amerikaner ist selbst regiam und thätig; er tritt daher sehr oft in Konkurrenz mit dem Chinesen, und der Racengegensatz zwischen dem Weißen und dem Mongolen ist deshalb in der Union ungleich stärker ausgeprägt, als in den Westindienländern, die in Folge der Trägheit und Schläffigkeit des Spanisch-Amerikaners dem Chinesen einen günstigen Boden bieten.

In der Union sind vorzugsweise die pacifischen Staaten, besonders Californien, von Chinesen besiedelt; in den atlantischen Staaten ist ihre Zahl viel geringer; sie konzentriren sich hier meist in den größeren Städten.

„Chinatown“ wird dasjenige Viertel New-York's genannt, welches nur Chinesen beherbergt.

Fast jede der vielen in New-York anässigen Nationen hat ihr eigenes Viertel, so die Araber an der Washingtonstreet, die Juden an der Essex- und Hesterstreet, die Franzosen an der Bleekerstreet und der South 6. Avenue, die Deutschen von der Doutonstreet bis zur 12. Street u. s. w.

Das Chinesen-Viertel ist unstreitig das interessanteste.

Im Zeitungs-Viertel New-York's, am Park Row, dort, wo die himmelsfürmenden „Wolkenfräger“ der World, Tribune,

Times u. s. w. die Bewunderung der Fremden erregen, dort wird es nie Nacht. Die ganze Nacht hindurch herrscht dort das regste Leben. Mächtige elektrische Bogenlampen und Scheinwerfer täuschen über das mächtige Dunkel hinweg; riesige Maschinen verurursachen einen ohrendetaubenden Lärm; geschäftige Menschen eilen hin und her.

Und von diesem verkehrsreichen Centrum der Stadt kaum fünf Minuten entfernt, westlich von einer der breitesten Geschäftsstraßen New-York's, der Bowery, liegt „Chinatown“, die Stadt der New-Yorker Chinesen.

Chin Yuen Wah konnte seinem Namen nach wohl nur ein Chinese sein. Und er war es auch. Jedoch unterschied er sich von seinen Racegenossen in mancher Hinsicht, und zwar nach europäischen Begriffen entschieden zu seinen Gunsten. Er trug europäische Kleidung von neuestem Schnitt und hatte seinen Kopf in den Händen eines Barbiers gelassen; an seinen verstümmelten Chinesenfüßen sahen die feinsten Patent-Lederstübe. Und was hätte er nicht Alles darum gegeben, wenn er seine Schlägtaugen etwas runder und seine Stumpfnase etwas länger hätte gestalten können. Doch diese unangenehmen Ueblaen eines Mongolen ließen sich durch Schminke und Pflasterchen nicht beseitigen. Chin Yuen Wah war und blieb Chinese. Er war aber trotzdem ein hübscher, patenter Kerl, 25 Jahre alt. Er besaß eine eigene Wäscherei an der Nostrand Avenue in Brooklyn, in welcher er drei Arbeiter beschäftigte, ebenfalls Chinesen. Aber was für welche! Mit weit aufgerissener Munde und fürchterlichem Geschrei stürzten sie dem eintretenden Kunden entgegen, entreißen ihm sein Bündel, in welchem sie schmutzige Wäsche vermuteten, und drücken ihm einen Papiersegen mit chinesischen Schriftzeichen in die Hand, gegen dessen Rückgabe man nach etwa drei Tagen seine Wäsche schlecht gewaschen, aber steif gestärkt zurückerhält.

Will man sich mit einem Chinesen über irgend etwas auseinandersetzen und spricht ihn zu diesem Zwecke auf englisch an, so bekommt man eine sehr lange, laut geschrieene Antwort, aus welcher man, wenn man besonderes Glück hat, zwei oder drei englische Worte verstehen kann; das übrige endigt meistens auf tschang und tschang.

In diesem Punkte machte indessen mein Freund Chin Yuen Wah eine rühmliche Ausnahme. Seine Rede war wenigstens zur Hälfte verständlich. Ich hatte den guten Menschen in mein Herz geschlossen, und häufig durchstreifen wir dann Sonntags gemeinsam die Schwester-Städte New-York und Brooklyn.

Eines Tages, als ich wieder einmal mit meinem Bündel die Wohnung Chin's betrat, kam er mir freudig entgegengeprungen und lud mich mit stummer Geberde ein, an seinem frugalen Mittagsmahl theilzunehmen. Sprechen konnte er nicht, da er mit beiden Händen eifrig damit beschäftigt war, einen tüchtigen Happen Reisbrod zu zerkleinern. Es sah merkwürdig aus in dieser kleinen, halb orientalisches, halb europäisch eingerichteten Stube. In der einen Ecke stand ein moderner Kochherd mit einigen Blechtöpfen darauf, in der anderen ein niedriger Tisch, um welchen sich die drei chinesischen Arbeiter meines Freundes in malerischer Gruppe am Boden gelagert hatten. Sie bemerkten heute kaum meinen Eintritt, so sehr waren sie in ihre Beschäftigung, der Vertilgung eines Saufens Reiskorn, vertieft. Nur einer von ihnen bediente sich dabei zweier Hölzchen, die beiden anderen aßen mit den ihnen von der Natur verliehenen Gabeln.

Zwischen hatte Chin von seinem Brode soviel hinabgeschluckt, daß er es wagen konnte, zu sprechen. Dienstfertig lief er an den Herd und schöpfte mir auf einen Teller eine solche Menge Reiskorn, daß mir der kalte Angstschweiß auf die Stirne trat. Als mir jedoch mein Freund eine Gabel hinreichte — übrigens die einzige, welche er besaß — mußte ich, um ihn nicht zu beleidigen, nolens volens anfangen, zu essen. Und das that ich denn mit einem Muthe, der einem amerikanischen Militär-Soldaten Ehre eingebracht hätte. Als ich von dem dicken Breie einiges hinabgewürgt hatte, fragte ich meinen fremdblichen Gastgeber nach der Ursache dieser ungewohnten Einladung. Nach einigem Zögern erklärte er mir, daß ich ihn heute nach New-York begleiten müsse, und zwar, wie ich endlich mit großer Mühe aus ihm herausbrachte, in chinesischer Kleidung. Das ging mir aber doch über das Bohnentied. Mit einem energischen „Never, Jean“ — alle Chinesen nennt man in der Union Jean — legte ich Protest ein, und alle Ueberredungs-Versuche meines mongolischen Freundes scheiterten. Endlich eröffnete er mir, daß er mich

mitnehmen wolle zur Neujahrsfeier nach Chinatown, und zwar eute Nacht. (Die Chinesen feiern ihr Neujahrsfest Ende Januar mehrere Tage und Nächte hindurch.) Ich hatte hier die Aussicht, eine sehr interessante Nacht zu erleben; doch chinesische Kleidung anzulegen, erschien mir zu riskant. Ich setzte daher Chin so lange zu, bis er sich bereit erklärte, mich in meinen europäischen Kleidern mitzunehmen. Ja, er ging sogar so weit, mir zu Gefallen selber seinen modernsten Anzug anzulegen. Als ich endlich aufbrach, legte er mir dringend ans Herz, pünktlich um 10 Uhr bei ihm zu sein.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Der neueste Luxus für Hunde. Die aristokratischen Schooßhunde zu Paris haben schon längst ihre besondere Schneider, die Toiletten nach den neuesten Herren- und Damenmoden für ihre vierfüßigen Klienten anfertigen. Diese glücklichen Genossen albernere Menschen haben zuweilen auch ihre eigenen Köche, welche Wild- und Lammsteiletten für den Gaumen der verzogenen Vierfüßler mit peinlichster Sorgfalt zubereiten. Neuerdings sind ihre Ansprüche wieder erheblich gestiegen, und zum Vermögen eines Hundes, der etwas auf sich hält, gehört ein Schmuckkasten. „Armbänder“ für Hunde — das ist das Allerneueste. Sie werden in jedem edelsten Geschmack angefertigt; als feinstes Modell gilt eine dünne, goldene, mit Diamanten besetzte Spange; aber auch andere Muster, die zuweilen erheblichen künstlerischen Geschmack erfordern, sind durchaus in der Ordnung. In der Regel wird der Hund nur mit dem „Armband“ geschmückt, und zwar am linken Vorderfuß, aber zwei, ja drei Spangen sind immer noch „in“. — Die Halsbänder sind bis zu einem Zoll breit; ein sehr beliebtes Modell zeigt ein reiches Filigranband aus gediegenem Golde, das, auf einem Lederstreifen angebracht, mit Juwelen besetzt ist, und eine einfache Goldplatte mit dem Namen des Eigentümers in winzigen Diamanten. — Die Brustriemen oder das Gespann, an dem die Kette befestigt ist, werden aus massiv goldenen Spangen angefertigt. Die Riemen der ganzen Garnitur sind sehr bedeutend, je nach der Größe und Zahl der Diamanten. Das einfachste mit Edelsteinen geschmückte Halsband kostet mindestens 400 Mark, aber 1200 bis 2000 Mark sind noch gar keine ungewöhnlichen Preise.

Die Kleptomane und die Frauen. In wissenschaftlichen Kreisen wird jetzt sehr lebhaft die Frage erörtert, ob es wirklich eine „Kleptomane“ giebt, das heißt, ob man annehmen kann, daß Diebstähle, besonders die Ladendiebstähle, aus einem unüberwindlichen krankhaften Seelentriebe hervorgehen können. Professor Lascaque in Paris, ein Mann von wissenschaftlichem Ruf, fordert die Ladeninhaber dazu auf, die Gelegenheit, Diebstähle auszuführen, möglichst zu verringern. „Die Kleptomane“, sagt er, ist keine Erscheinung aus der letzten Zeit, sie ist vielmehr schon viel früher beobachtet worden. Die Neigung zum Diebstahl wird von den heutigen Irrenärzten als eins der hauptsächlichsten Merkmale geistiger Degeneration betrachtet. Diese Ärzte“, fährt Dr. Lascaque fort, „sind der Ansicht, daß die Kleptomane Individuen sind, die nur stehlen, bloß um zu stehlen“ also nicht, um sich die Dinge anzueignen. Diese Dinge sind für die Diebe oft völlig wertlos, und es ist an sich ein Widerspruch, daß die Diebe ein Verbrechen begehen, um sich in den Besitz wertvoller Dinge zu setzen. „Reiche Frauen“, meint Dr. Lascaque weiter, „welche den ersten Impuls, zu stehlen, nachgegeben haben, werden unheilbare Diebinnen und vermögen dem Drange, zu stehlen, nicht mehr widerstehen. So ist es vorgekommen, daß eine Dame, welche in einem Laden für 500 Mark Einkäufe gemacht hatte, einen Schwamm im Werte von 15 Pf. stahl. Ein ander Mal kaufte dieselbe Dame für 400 Mark Waare und stahl einen Taschentuch im Werte von 6 Pf., welches sie, wie sie später sagte, ihrer Köchin schenken wollte. Und solcher Dattnen giebt es nicht wenige. Sie sind oft von sehr sanftem, liebenswürdigem Charakter und von sympathischen Erscheinungen. Professor Lascaque schlägt vor, daß in den großen Magazinen Polizisten in Uniformen aufgestellt werden sollten, deren Anwesenheit die Diebstähle verhindern könnte, da die Kleptomane, beim Anblick der Polizisten eingeschüchtert, eine Entdeckung des Diebstahls befürchten werden.

Aus den Memoiren Friedrich Haase's. Die „Moderne Kunst“ fährt mit der Veröffentlichung der Memoiren Friedrich Haase's fort. Der Künstler erzählt darin folgende lustige Episode aus seinem ersten Engagement in Weimar. Fröhlich von Berlin in der Kaiserstadt angekommen, trat ich meine Wanderung nach der Intendantur des Großherzoglichen Hoftheaters an, bewaffnet mit einem Handschreiben meines hohen Vaters, des Königs Friedrich Wilhelm IV. Neugierig und bekommen, wie bei einem Anfänger natürlich, betrat ich die kleinen Räume der Intendantur, wo Erzengel Febr. v. Spiegel das Secrerat führte. Nach längerem Warten fragte mich ein bagerer, verträumter Bureaubeamter, die große Brille auf der Nasenbrücke, vor seinem Schreibpulte grimmig aufblickend, was ich denn wolle. „Zum Theater gehen“, „Ach Du lieber Gott, da gehen Sie nur gleich

wieder dahin, wo Sie herkommen. Hier ist für Sie ganz und gar nichts zu holen. — Wo, junger Mann, kommen Sie denn überhaupt her?“ „Von Berlin.“ „So? Von Berlin! Und da denken Sie sich, daß das mit dem Engagement eines reinen Anfängers so mir nichts dir nichts ginge? Ne, mein Lieber, da passen Sie nur Ihre sieben Budebeeren ruhig wieder zusammen, befehen Sie sich das Goethe- und Schillerhaus und fahren Sie nach Ihrem lieben Berlin zurück!“ — Pause. „Ja — aber — aber da muß ich doch erst meinen Empfehlungsbrief hier abgeben.“ „Was für einen Empfehlungsbrief?“ „Nun den Brief von meinem Vater.“ „Was für ein Vater?“ „Nun — mein Vater — Se. Majestät der König von Preußen.“ „Da — was? Sie haben einen Brief vom König von Preußen an Herrn Großherzog?“ „Ja — hier ist er.“ Den Brief, das Siegel betrachten, die Brille in die Ecke werfen, eine Pfeife nehmen und mir eine anbieten — war eins! Spornritze läuft der Alte ins Nebenzimmer und im Nu wird die Thür vor mir sperangelweit geöffnet — ich stehe vor dem Jupiter des Weimarischen Hoftheaters. Ein langer, dünner, hüfelförmiger, weißhaariger, alter Aristokrat, eine Figur, die ich in späteren Jahren in Hackländer's „Geheimen Agenten“ mit Glück auf die Bühne brachte. „D — mein Vetter — ich habe — ja schon soviel soviel Vortreffliches von Ihnen gehört — gewiß soviel Vortreffliches — bitte, nehmen Sie doch Platz! Seine Königliche Hoheit wird ohne jeden Zweifel das Schreiben Seiner Majestät persönlich von Ihnen in Empfang — gewiß mit aufrichtigem — wie heißen Sie? „Haase —“ „Gewiß mein lieber Herr Haase, mit aufrichtigem Vergnügen — usw.“ — „Nachmittags schon wurde ich zur Audienz befohlen, auch eine der merkwürdigsten Audienzen, deren ich mich zu entsinnen vermag. Tags darauf wurde ich engagiert, ohne daß eine Menschenseele Anung gewonnen hatte, ob ich Talent besaß oder teins.“

Fürsten als Handwerker. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die königlichen Prinzen des Hauses Hohenzollern in der Jugend ein freigewähltes Handwerk erlernen. Aber auch andere gekrönte Häupter gehörten berufsmäßig der einen oder der anderen Profession an. So ist die Königin Amélie von Portugal eine gelernte Putzmacherin und hat im königlichen Schloss zu Lissabon eine besondere Werkstatt eingerichtet, oder vielmehr ein „Atelier“, wo die Fürstin sich der kunstgerechten Herstellung von Damenhüten hingiebt. — Der Kaiser von Rußland hält die Feldbestellung für die vornehmste männliche Arbeit. Nicht nur, daß der Zar bedeutende landwirtschaftliche Kenntnisse besitzt, er vertritt es sogar, zu pflügen, zu säen und — Röhre zu mellen. — Kaiser Wilhelm ist ein gelernter Buchdrucker und soll großes Geschick in der Ausübung dieses Handwerks erworben haben. Kaiser Friedrich war ein fleißiger und gewandter Buchbinderlehrling. Prinz Friedrich Leopold hat lange Jahre hindurch in seiner Schlosserwerkstatt im königlichen Schloß eifrig seiner Profession obgelegen und manches kunstgerechte Stück geschmiedet, gehämmert und gefeilt. König Humbert von Italien ist ein geübter Schuhmacher und handarbeit Leuten und Able zur Herstellung neuer Schuhwerks wie zu Handarbeit. König Oscar steht seinen Mann als Holzbauer und Baumfäller, während der Herzog von York ein ebenso tüchtiger Seiler wie ein guter Seemann ist.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Vespredungen nach Auswahl vorbehalten.

— Das Januar-Heft von **Westermanns Illustrirten Deutschen Monatsheften** bringt an belletristischen Beiträgen zunächst die Fortsetzung von Wilhelm Jensen's groß angelegtem Roman „Luv und lee“, dem sich eine stimmungsvolle und in ihrer Pointe fein ausgearbeitete Novelle von Bianca Bobertag: „Die Rudeitanze“, anschließt. Unter den illustrierten Aufsätzen sei in erster Linie genannt die geistvolle Studie von F. S. Meißner über „Hans Holbein den Jüngeren“, welche im vorliegenden Heft zum Abschluß gelangt. Von den acht beigegebenen Abbildungen verdient wegen ihrer künstlerischen Vollendung die Wiedergabe der bekannten Goethe'schen Dresdener Madonna besonderes Lob. In die Alpenwelt führt uns A. von Lindenfeld mit seinem Essay „Die Gletscher“, dem nicht weniger als fünfundzwanzig Illustrationen in vorzüglicher Ausführung beigelegt sind. Dem verstorbenen großen Archäologen und Historiker „Ernst Curtius“ widmet H. von Frige einen Nachruf, in welchem die Verdienste des großen Gelehrten die gebührende Würdigung erfahren. In allg. mein verständlicher Weise plaudert A. Wenzel über „Gemeinschaft, Gesellschaft, Persönlichkeit“, während K. Preuß im „Ursprung des Gewissens“ ein bekanntes völkerverpsychologisches Problem neu und eigentümlich beleuchtet. Nicht allein den Fachmann, sondern jeden Freund des Waldes, der Kultur dürfte der Essay von Adolf Müller interessieren: „Die vernunftwidrige Abholzung der Waldungen und ihre Folgen“. Den Schluß des Heftes bilden die „Literarischen Notizen“, denen noch die Rubrik „Nachträgliches für den Nachtragsheft“ vorangestellt ist, in welcher eine Reihe hervorragender Neuerscheinungen angezeigt wird.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Zehle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.